

**Rezension zu:**

**Jochen O. Ley, Domitian – Auffassung und Ausübung der Herrscherrolle des letzten Flaviers (Berlin 2016).**

Jens Gering

In jüngeren geschichtswissenschaftlichen Arbeiten über die römische Kaiserzeit ist ein wiederentdecktes Interesse an den vermeintlich „schlechten“ Kaisern unverkennbar.<sup>1</sup> Zu den umstrittensten *principes* des 1. Jahrhunderts n.Chr. zählt auch Domitian, der letzte Flavier auf dem Herrscherthron, der von der zeitgenössischen Literatur zum *Iuppiter*-gleichen Idealherrscher stilisiert, in den nach seiner Ermordung erschienenen Schriften dagegen als Tyrann gebrandmarkt wurde.<sup>2</sup>

Vor dem Hintergrund solch divergierender Quellenaussagen ist es verständlich, dass auch die moderne Beurteilung der domitianischen Herrschaft durch die Altertumsforschung divergiert.<sup>3</sup> Das in der hier vorliegenden Monographie (der Druckfassung einer Dissertation) gezeichnete Domitianbild von Jochen O. LEY stimmt in vielen Punkten mit dem überein, was seit einiger Zeit die am weitesten verbreitete Lehrmeinung ist: Der letzte flavische Herrscher sei ein fähiger *princeps* gewesen, der zu Unrecht in den überlieferten literarischen Quellen als schlechter Kaiser bezeichnet werde.<sup>4</sup> LEY nähert sich in seinem Werk der bislang nur unbefriedigend beantworteten Frage nach den möglichen Gründen für diesen Widerspruch. Hierbei formuliert er die These, Domitian habe versucht, den Prinzipat stärker als seine Vorgänger zu institutionalisieren, was die zeitgenössischen Senatoren als Affront gewertet hätten (6). Diese hätten das sinnlogische Konzept des Kaisers nicht verstanden. Gleichzeitig habe der letzte Flavier es nicht verstanden, den Senat von seiner Neuausrichtung der Politik zu überzeugen.

LEYS Untersuchung ist, dem Einfluss A. WINTERLINGS folgend, eher strukturgeschichtlich als biographisch angelegt. Der Hauptteil gliedert sich in drei größere Kapitel. Zunächst will der Autor die domitianische Herrschaftsausübung überprüfen und belegen, dass der *princeps* ein „guter“ Herrscher war (51-110), ehe er in einer literarischen Analyse die auf uns gekommenen schriftlichen Quellen vergleicht (111-176), um das hierin deutlich werdende widersprüchliche Domitianbild abschließend mittels einer prosopographischen Untersuchung zu den kaiserlichen Netzwerken zu erklären (177-243).

---

<sup>1</sup> Dass auch die moderne Prinzipatsforschung wieder vermehrt *principes* in den Blick nimmt, die von ihren Zeitgenossen verdammt wurden, verdeutlicht WITSCHERL, C.: Verrückte Kaiser?, in: RONNING, C. (Hg.): Einblicke in die Antike – Orte, Praktiken, Strukturen, München 2006, S. 87-129, S. 95 mit Verweis u.a. auf die 2003 erschienene Caligula-Biographie aus der Feder A. WINTERLINGS: Caligula – Eine Biographie, 3. Aufl., München 2004.

<sup>2</sup> Vgl. gegenüberstellend das positive Domitianbild bei Statius (z.B. Stat. silv. IV 3, 139-163) mit dem negativen bei Plinius d.J. (z.B. Plin. paneg. LII 4).

<sup>3</sup> Zur Forschungslage vgl. zusammenfassend GERING, J.: Domitian, dominus et deus? – Herrschafts- und Machtstrukturen im Römischen Reich zur Zeit des letzten Flaviers, Rahden 2012, S. 28-37.

<sup>4</sup> LEY folgt STROBEL, K.: Kaiser Traian – Eine Epoche der Weltgeschichte, Regensburg 2010, S. 73f. nicht bei dessen These, der Kaiser habe ein autokratisches Konzept verfolgt (42f.). Er glaubt wohl zu Recht nicht, dass sich Domitian bewusst als *dominus et deus* darstellen wollte (S. 46f.). Gleichwohl sei die *dominus*-Anrede an den flavischen Kaiser herangetreten worden, und er habe sich nicht dagegen gewehrt.

Vorab erläutert der Autor die theoretischen Grundannahmen seiner Arbeit (37-49), die offensichtlich an das Akzeptanz-Modell E. FLAIGs angelehnt sind.<sup>5</sup> Demnach mussten die *principes* mit allen relevanten Gruppen der Gesellschaft kommunizieren, um ihre Herrschaft zu legitimieren. Als zentralen Begriff für die Untersuchung verwendet LEY das Wort „Comment“, womit er die Übereinkunft aller Römer meint, wie ein Herrscher zu handeln habe (1). Dem Senat falle hierbei eine Sonderrolle zu. Für LEY war der Senat eine in sozialer Hinsicht homogene Gruppe mit einem „gemeinsamen Willen“ (38). Die bestimmende Teilgruppe im Senat habe diesen Willen vorgegeben, und der Rest sei „mitgelaufen“ (S. 37 m. Anm. 138). Dahingegen seien das Militär und die Plebs heterogene Gruppen gewesen (38). Die Kommunikation mit den einzelnen gesellschaftlich relevanten Gruppen sei den Kaisern mal mehr und mal weniger gut gelungen. Dies gelte insbesondere für die Kommunikation mit den Senatoren, mussten die Kaiser doch das Paradoxon „leben“, de jure erster unter Gleichen zu sein, de facto aber sozial und politisch über den Senatoren zu stehen (39). „Schlechte“ Kaiser wie Caligula, Nero oder Domitian hätten dieses Paradox nicht erkannt oder nicht Zeit investieren wollen, um alle Gruppierungen zufriedenzustellen (41). Dabei sei Domitian in seiner Herrschaftsauffassung nicht über die Tradition seiner Vorgänger hinausgegangen. LEY leitet hieraus die Frage (s.o.) ab, ob Domitian die Paradoxa nicht erkannt, sie ignoriert oder sie erkannt und fahrlässig agiert habe (49).

Zunächst wird hierzu im dritten Kapitel (51-110) über die Herrschaftspolitik festgestellt, dass die Herrschaftspraxis des letzten Flaviers „im Inneren wie im Äußeren als solide Arbeit“ (110) zu werten sei. Exemplarisch nimmt LEY dabei die Bau- und Finanzpolitik, die Ausrichtung von Spielen und Domitians Kriege in den Blick, weil die Senatoren diese Ressorts besonders rezipiert hätten (51). Der Autor will aufzeigen, welche Fehler der *princeps* aus Sicht der Senatoren begangen habe, die sich eingeengt gefühlt hätten (52). Bei der ausführlichen Analyse dreier domitianzeitlicher Bauten (der *domus Flavia*, des *equus Domitiani* und des Titusbogens) zeigt sich aber, dass die Kommunikation zwischen Herrscher und Beherrschten funktioniert habe (54-62). Richtig ist, dass eine zu erwartende Kritik in der domitianfeindlichen Literatur nicht zu finden ist. Und auch bei der Provinzialpolitik ist aus den uns bekannten Quellen kein Fehler Domitians im Umgang mit den Senatoren ablesbar. Bei der Wahl der Legaten für die kaiserlich verwalteten Provinzen habe es keine Willkür gegeben, der letzte Flavier habe den „Comment“ also nicht verletzt (85).<sup>6</sup> Das kaiserliche Verhältnis zu den Soldaten sei darüber hinaus sogar gut gewesen, wie die Untersuchungen von Domitians Kriegen zeigten. Der Kaiser sei an einem guten, loyalen Verhältnis zu den Soldaten interessiert gewesen (94). Seine (militärisch überschaubaren) Erfolge habe er bei der reichsweiten Kommunikation zur Legitimierung und Konsolidierung seiner Herrschaft geschickt genutzt und sei deshalb als Heerführer von den Legionären und Prätorianern geschätzt worden (109).

Im vierten Kapitel (111-176) werden, wie oben bereits erwähnt, exemplarisch drei römische „Gegner“ Domitians (Tacitus, Sueton und Plinius) sowie drei römische „Sympathisanten“ (Martial, Statius und Frontinus) vergleichend analysiert. Zu der Quelle Sueton stellt der Autor fest, der Kaiser-Biograph werfe dem letzten Flavier vor, viele Dinge „anders“ gemacht zu haben als seine Vorgänger, was LEY zufolge das ins-

<sup>5</sup> FLAIG, E.: Den Kaiser herausfordern – Usurpation im römischen Reich, Frankfurt am Main 1992.

<sup>6</sup> LEY untersucht exemplarisch die Aspekte „Provinzverwaltung“, „Militär“ und „Kriegswesen“ (74). Die Zusammensetzung des bekannten Personals im Range eines Legaten habe der Zusammensetzung im Senat entsprochen. Domitian habe also nicht Senatoren provinzialer Abstammung im Vergleich zur italienischen Nobilität bevorzugt.

gesamt schlechte Urteil Suetons über Domitian begründe. Domitian habe es nicht vermocht, die Befürchtungen der Senatoren abzubauen oder zu entschärfen (123f.). Zu Tacitus wird geschrieben, dass dieser als eine Art „Sprachrohr“ des Senats angesehen werden könne, der das aufgeschrieben habe, was der Senat mehrheitlich nach Domitians Tod vom letzten Flavier gehalten habe. Dies sei aber die Perspektive des Senats gewesen und dürfe nicht als objektives Urteil im modernen Sinne verstanden werden (134). Mit Blick auf Plinius d.J. als Quelle kommt LEY zu dem Schluss, dass Domitian seine Herrschaft schlechter verkauft habe als später Traian und dass sich letzterer anders als der Flavier nicht über die Gruppe der Senatoren gestellt habe (139). Bei den „domitianfreundlichen“ Quellen Martial und Statius ließen sich dagegen keine Anzeichen für einen Dissens zwischen Kaiser und Senat herauslesen. Demnach habe Domitian davon ausgehen können, dass die Senatoren mit seiner Herrschaft zufrieden waren. Die Kluft zwischen Kaiser und Senat habe sich erst nach 96 n.Chr. gezeigt (155). Über Frontinus wird gesagt, dass dessen Schrift einen Beleg dafür liefere, dass Senatoren nicht zwingend ein Problem mit Domitian haben mussten. In den *Strategemata* fänden sich nämlich keine Anzeichen für eine senatorische Verstimmung oder gar Zorn (162).

Das Bild des „Machers“ (238) zeichnet Ley auch im fünften Kapitel vom letzten Flavier, wenn er Domitians Beziehungen zu einzelnen Gruppen analysiert (177-243).<sup>7</sup> Die wohl wichtigste Gruppe stellte hierbei die Herrscherfamilie dar, denn wie wir aus den schriftlichen Quellen wissen, geriet der Kaiser mit so ziemlich allen Familienmitgliedern während seiner Herrschaft in Streit, sowohl mit den männlichen (Flavius Sabinus, Flavius Clemens, Arrecinus Clemens) als auch mit den weiblichen (Domitia, Iulia, Flavia Domitilla). Der Autor zieht hieraus den Schluss, dass der *princeps* ein Vertrauensproblem gehabt haben müsse, das vor allem diejenigen getroffen habe, die ihm nahestanden (194). Vermutet wird aber auch, dass Domitian seine Familienmitglieder bewusst nicht anders behandeln wollte als andere Funktionsträger, um sich nicht z.B. in Senatorenkreisen angreifbar zu machen. Deshalb habe er auch mit Härte reagiert, wenn diese ihre Aufgaben nicht erfüllt hätten (193). Zudem habe er Berater strikt nach ihren Kompetenzen ausgewählt. Beim lockeren Kreis im *consilium principis*, dem auch Ritter angehörten, sei auf Kontinuität im Sinne flavischer Herrschaftspraxis gesetzt worden (198). Ebenso habe es bei der Vergabepaxis von Ämtern an (fähige) Ritter in domitianischer Zeit keine umwälzenden Neuerungen gegeben (241). Eine Praxis, welche seine Nachfolger beibehalten sollten (242). Seine Rolle als „Macher“ (238) habe Domitian dann vor allem durch die Übernahme der Censur auf Lebenszeit betont. Mit der *cura morum* habe er Politik für das tägliche Leben der Menschen gestalten können, ohne dabei mit der römischen Tradition brechen zu müssen (237). Genau dieser politische Aktionismus habe laut LEY die Senatoren so sehr frustriert, dass sie Domitian nach dessen Tod schlechtgeredet hätten (238). Der *princeps* habe diese Frustration nicht gespürt und nicht entsprechend darauf reagiert bzw. reagieren können (243).

Das knappe, abschließende sechste Kapitel (245-251) fasst dann die Einzelergebnisse der Untersuchung zusammen. Dass die antiken Quellen vor allem Domitians Charakter kritisieren, sieht LEY als Indiz dafür an, dass es an der kaiserlichen Regierungspraxis nicht viel zu kritisieren gegeben habe (245).<sup>8</sup> Aus senatorischer Sicht habe der letzte Flavier aber – anders als später Traian – die Kommunikation mit dem Senat als lästige Pflicht und nicht als Kür angesehen. Zwar habe Domitian versucht, es allen gesellschaftlich relevanten Gruppen rechtzumachen, auch dem Senat, er habe diesen

<sup>7</sup> Methodisch ist bereits GOETZ, R. M.: Freunde und Feinde des Kaisers Domitian – Eine prosopographische Untersuchung, München 1978 diesen Weg gegangen.

<sup>8</sup> Dass Domitian mit so vielen Familienmitgliedern brach, sei für die antiken Geschichtsschreiber ein idealer Ausgangspunkt dafür gewesen, um dem *princeps* Charakterschwäche vorzuwerfen (250).

aber nicht besonders herausgestellt (246-248). LEY spricht von einem „blinden Fleck“ des Kaisers für die Bedürfnisse der Senatoren. Die überlieferte geistige Abwesenheit Domitians bei Banketten z.B. wird als wahrheitsgetreu angenommen (248) und dahingehend interpretiert, dass sich Domitian zwar am augusteischen Prinzipat orientiert habe, die Senatoren seine Herrschaft aber trotzdem als Bruch angesehen hätten, weil der letzte Flavier die Herrscherperson zu allmächtig interpretiert habe (249). LEY zufolge hätten also der Kaiser und der Senat gleichermaßen Wahrnehmungs- und Kommunikationsfehler begangen, sodass der domitianische Prinzipat zwar zu Lebzeiten funktioniert habe, im Nachgang aber negativ bewertet worden sei. Domitian sei (zu sehr) als stringenter Herrscher aufgetreten und dem Senat habe es an (Re-)Aktionsmöglichkeiten gefehlt (251).

Jochen LEY hat mit seiner Untersuchung insgesamt eine gut lesbare Monographie vorgelegt, die auf knappem Raum zentralen Fragestellungen der Domitian-Forschung nachgeht und im Kern zu nachvollziehbaren Urteilen kommt. Anschauliche Tabellen (z.B. 79-84 zur Vergabepraxis bei den *provinciae Caesaris*) sowie ein kleiner Tafelteil, in dem die Münzbilder von 28 für die Interpretation des domitianischen Prinzipats relevanten Münzen sowie sechs Grundrisse bzw. Modelle domitianzeitlicher Bauten abgebildet sind (263-281), werden geliefert. Weitere Stärken liegen in den Textanalysen des Autors, da LEY im Detail sehr genau liest. Im Sinne einer differenzierten Auseinandersetzung mit komplexen Problemen der Domitianforschung ergibt sich aus der Stärke der guten Lesbarkeit aber auch die zentrale Schwäche des Buches: Da in der Untersuchung stark exemplarisch gearbeitet wird – es wird nämlich deutlich weniger Quellenmaterial und Forschungsliteratur herangezogen als in vergleichbaren jüngeren Arbeiten zur Thematik<sup>9</sup> –, mangelt es den Schlussfolgerungen ein wenig an argumentativer Tiefe. LEY bietet am Ende einfache Lösungen für komplexe Probleme. Wenn er z.B. Domitian Fehler in der Wahrnehmung und Kommunikation mit den Senatoren vorwirft (249-251), so ist das zwar eine mögliche Interpretation, vor dem Hintergrund der schwierigen Quellenlage aber kaum belegbar. Andere Erklärungen für das negative Domitianbild ab 96/98 n.Chr. – wie das Fehlen eines legitimen Nachfolgers – werden nicht in den Blick genommen.<sup>10</sup> Vielleicht ist aber auch die zugrunde gelegte Fragestellung der Arbeit das Problem. Die Gründe für das eingangs erwähnte ambivalente Domitianbild in den Quellen eruieren zu wollen, ist vielleicht ein Weg, der in einer Sackgasse enden muss vor dem Hintergrund der schwierigen Quellenlage. Und es ist wohl zu simplifizierend, Prämissen wie hier zu formulieren, unsere Hauptquelle Tacitus sei eine Art Sprachrohr (134) der „homogenen Gruppe“ der Senatoren (38) in domitianischer Zeit gewesen, um daraus insgesamt ein schlechtes Verhältnis zwischen Kaiser und Senat schon zu Lebzeiten Domitians abzulesen. Die tatsächliche politische Landschaft um 100 n.Chr. dürfte weitaus komplexer gewesen sein. Außerdem können wir nicht Domitians (Hinter-)Gedanken aus der Überlieferung ablesen. LEYs Untersuchung kann die bisherige Forschung daher lediglich bestätigen, aber nicht wesentlich ergänzen. Viel Neues ist in dieser oft diskutierten Frage wohl auch nicht zu erwarten. Ergiebiger als die Beschäftigung mit Domitians Verhältnis zu den Senatoren dürfte auf

---

<sup>9</sup> Vor allem die Interpretation von Inschriften und Münzbildern kommt im Sinne des interdisziplinären Forschungsvorhabens zu kurz, wie es ein Blick in das epigraphische und numismatische Register (261f.) offenbart.

<sup>10</sup> LEY macht es sich recht einfach, wenn er diese These mit dem Argument ablehnt, Tiberius und Caligula seien ja auch, trotz Nachfolger, in der antiken Geschichtsschreibung negativ bewertet worden (22 m. Anm. 74). Ein (vorab aufgebauter) Nachfolger mag zwar keine Garantie für eine positive Beurteilung nach dem Tod sein, Beispiele wie im Falle des Claudius (mit Nero als Nachfolger) zeigen aber, dass dieses Prinzip wirken konnte.

Grund der besseren Quellenlage – man denke an den Briefverkehr zwischen dem *princeps* und Plinius d.J. – womöglich eine Fokussierung auf Traians Prinzipat sein.<sup>11</sup>

**Kontakt zum Autor:**

Jens Gering (Osnabrück)  
[jgering@uos.de](mailto:jgering@uos.de)

---

<sup>11</sup> SEELENTAG, G.: Taten und Tugenden Traians – Herrschaftsdarstellung im Principat, Stuttgart 2004, hat hierzu wichtige Impulse gesetzt.